

Ich bin der Höh

Woran merkt man es, wenn ein Kind anders als andere ist?

Ich dachte mir gar nichts dabei, als ich mein Baby zum ersten Mal in ein Tragetuch wickelte. Es reagierte anders als erwartet und versuchte, sich mit seinen schwachen Ärmchen von mir weg zu drücken. Offensichtlich war ich ihm zu nahe. Wenn das so ist, dachte ich, dann liegt er eben lieber im Kinderwagen. Generationen von Babys werden in einem Kinderwagen geschoben und entwickeln sich völlig normal, oder etwa nicht?

Unser Sohn war ein ausgesprochen ruhiges, ausgeglichenes und unkompliziertes Baby, das regelmäßig trank und schlief. Ganz anders als seine große Schwester, die sehr viel geschrien und ständig meine Aufmerksamkeit gefordert hatte!

Hätte es mich stutzig machen sollen, dass er seit seinem vierten Monat pünktlich jeden Abend um 19:30 Uhr in seinem eigenen Gitterbett liegen wollte? Seine Schwester wollte - wenn überhaupt - in diesem Alter immer in meinem Bett schlafen, um möglichst nahe an der Milchquelle zu sein.

Er schlief und trank und fand – als er etwas älter wurde – rasch Möglichkeiten, sich selbst zu beschäftigen. Er war fröhlich, zugänglich, dankbar für jede Anregung und genoss es, wenn seine große Schwester mit ihm spielte.

War es ungewöhnlich, dass er sich früh für alle Arten technischer Geräte und vor allem für Steckdosen interessierte? Typisch Junge, dachte ich. Er hat ja auch zwei Onkel, die beide als Ingenieur arbeiten. Mit etwa einem Jahr konnte er Kindersicherungen in den Steckdosen schneller überwinden, als ich sie anbringen konnte, was unsere ständige Aufmerksamkeit forderte. Er war begeistert, als er begriff, wie man ein elektrisches Gerät einstöpselt.

Viele Jahre später spielte er mit seinem Freund „König“. Die beiden Jungs gaben sich Königsnamen und unser Sohn nannte sich...„der „Elektrische“.

Nicht selten saß er – knapp ein Jahr alt - vor der Stereoanlage und verdrehte die Knöpfe und Schalter. Dabei erwischte er leider öfters den Regler für die Lautstärke. Wenn er es dann geschafft hatte, den Einschaltknopf zu bedienen, war das Geschrei groß!

Er schien überaus geräuschempfindlich zu sein und hasst den Klang des Staubsaugers ebenso wie das Geräusch der Küchenmaschine. Viele Jahre später, als er bereits in der Schule war, stand er eines Tages vor der Eingangstür, hielt sich die Ohren zu (eine typische Geste zu dieser Zeit, die gleichermaßen bedeutete, dass es zu laut oder unser Sohn überfordert war) und schrie nach Kräften: Er hatte geklingelt und ich hatte den Türöffner betätigt, der für ihn bedrohlich summte...

Und er konnte es riechen, wenn vor ihm ein Mensch durch das Zimmer gegangen war und nannte den Geruch „Stinkspur...“

Als Kleinkind brauchte er lange Zeit meine Hilfe beim Laufen-lernen. Treppen bereiteten ihm große Schwierigkeiten. Es schien so, dass er ohne meine Hand oder wenigstens einen Finger zu nehmen, nicht einschätzen konnte, wohin er treten sollte. Aber hörte man nicht überall, dass sich Jungs langsamer entwickelten? Er lernte viele Dinge etwas später – aber gerade noch so eben in der Norm, also dachte ich, dass ich mir keine Sorgen zu machen brauchte.

Eines Tages hörte ich, wie er in seinem Zimmer komplizierte Wörter regelrecht einübte. Das war merkwürdig, aber auch irgendwie niedlich. Ich war beeindruckt von seinem Wortschatz.

Trotzdem schien er oft nicht zu wissen, wie er ein Anliegen formulieren könnte. Er hatte eine schlaue Alternative gefunden: Mein Mann und ich sollten als Sprachrohr fungieren. Das war natürlich alles andere als leicht.

„Mama, was will ich? Sag‘ Du’s“ war der Auftakt. Er bedeutete, dass das wir miteinander rätseln mussten, was er sagen wollte.

„Möchtest Du trinken?“ „Nein“

„Hast Du Hunger?“ „Nein, das nicht.“

„Sollen wir Eisenbahn (Bauklötze, Duplo, ...) spielen?“

Ungeduldig: „Nein Mama. Sag’s jetzt. Sag’s endlich!“

„Möchtest Du ein Bilderbuch ansehen?“ „Ja, welches?“

„Ja eben, welches denn? Das Sandmännchen-Buch?“

Er erleichtert: „Ja, das ist es.“

Wir übten sprechen. Doch trotz großem Wortschatz und überaus korrekter Aussprache schien sich eine Barriere vor ihm aufzutun, die ihn zunehmend frustrierte.

Dafür konnte er das komplizierte Sandmännchen-Lied ohne Fehler und mit einer hohen klaren Stimme singen und bereits mit zweieinhalb Jahren mit Legosteinen bauen. Sollte ich da nicht zufrieden sein?

„Haben Sie schon mal einen gesunden 18-Jährigen gesehen, der nicht sprechen kann?“ fragte unser Kinderarzt. Natürlich nicht. Aber genau das war der springende Punkt: War er denn gesund?

Er war intelligent, eindeutig technisch begabt und kreativ. Aber wenn wir Freunde oder Verwandte besuchten, kostete es ihn viel Überwindung (und uns viele Überredungskünste), ihn in ein fremdes Haus zu lotsen.

Er hatte oft Angst, fremde Räume zu betreten. Aber mit der Zeit fiel es ihm leichter, vor allem dann, wenn wir zuallererst die Keller besichtigten. Er wollte wissen, wo und wie die Wasser- und Abwasserrohre verliefen und wie die Heizungsanlage beschaffen war. Verließ die Inspektion zu seiner Zufriedenheit – und das war meistens der Fall – stellte der restliche Besuch dann kein größeres Problem mehr dar, vor allem, wenn er seinen Notfall-Rucksack mit vertrauten Spielsachen und Lieblingskekse dabei hatte.

Bereits im späteren Kindergartenalter malte er mit Begeisterung Rohre und Maschinen und fertigte immer kompliziertere Konstruktionszeichnungen an. Ich war unendlich stolz auf ihn.

Aber er irritierte uns auch: Zum Beispiel dadurch, dass er seinen Rufnamen nicht akzeptierte und immer sehr ärgerlich reagierte, wenn wir ihn riefen. „Das ist ein Blödi-Namen“, erklärte er uns, als er etwas älter wurde. Das war ein harter Brocken für uns: Er lehnte den Namen ab, den wir ihm gegeben hatten!

Er war „der Höh“. Der „Höh“ war eine kleinkindliche Version seines zweiten Vornamens. Ein Umstand, der uns überall, vor allem im Kindergarten, einigen Ärger einbrockte: Unser Sohn redete ohnehin sehr leise, und wenn ihn dann noch jemand mit seinem ungeliebten Vornamen ansprach, dann stellte er auf stur!

Dazu kamen immer auffälligeren Verhaltensweisen: Türen und Fenster sollten immer geschlossen sein, der Stuhl musste immer exakt an der selben Stelle stehen. Sein geliebtes Hahn- und Henne-Geschirr musste immer ganz genau ausgerichtet sein. Wehe, die Hühner standen Kopf! Dann gab es Geschrei. Täglich baute er das gleiche Lego-Haus. Er schien seine Sicherheit aus immergleichen Ritualen zu beziehen. Uns dagegen machten sie gelegentlich verrückt.

Zuhause konnten wir - mehr oder weniger - geduldig und humorvoll damit umgehen und neue Situationen einüben. Doch im Kindergarten war dafür wenig Platz und wir kämpften regelmäßig gegen den Vorwurf an, die Erziehung nicht im Griff zu haben.

Obwohl wir darum gebeten hatten, uns sofort zu informieren, wenn ihnen etwas Ungewöhnliches an unserem Sohn auffallen sollte, hatten die Erzieherinnen im Kindergarten bis zum letzten Moment damit gewartet. Ganz offensichtlich hatten sie versucht, ihn selbst „hinzubiegen“. Mit katastrophalen Auswirkungen: Unser Sohn weigerte sich kurz vor seinem fünften Geburtstag strikt, auch nur einen Fuß in diesen Kindergarten zu setzen.

Als wir besorgt nachfragten, bekamen wir zu hören, dass das ja „so nicht ginge“. Die Vorwürfe nahmen kein Ende: alles machte er anders als andere Kinder.

Zuhause war uns aufgefallen, dass er immer frustrierter und aggressiver wurde, oft schrie und versuchte, uns zu schlagen. Er malte zu dieser Zeit nur noch Kreise.

Unser Kinderarzt sagte: „Er hat irgendwas. Aber was hat er eigentlich?“

Er war nicht der einzige Ratlose.

In den Augen der Erzieherinnen schien unser Sohn zurückgeblieben zu sein. Ich hatte eher den Eindruck, dass er seinem Alter in mancher Hinsicht voraus war – was im Kindergarten erst recht nicht willkommen war. Wir hatten den Rat bekommen, ihn in der Frühförderstelle anzumelden. Ein guter Rat.

Für die Anmeldung in der Frühförderstelle war allerdings ein Bericht des Kindergartens nötig. Er fiel katastrophal aus – und ich beschloss, uns allen eine Kindergartenpause von einigen Wochen zu gönnen. Die Erholung hatten wir alle dringend nötig und ich kann mich gut daran erinnern, dass wir sie für zahlreiche Fahrradtouren nutzten – mit unserem „Höh“ lachend im Kindersitz.

Mit der Frühförderung begann die Wende. Und zum ersten Mal fielen die Worte „autistische Züge“. Auf diese Idee wäre ich nie gekommen und lehnte sie auch vehement ab. So ein Blödsinn! Unser Sohn ließ sich streicheln und kletterte gerne auf meinen Schoß. Er redete mit uns (auch wenn es immer noch „fröhliches Rätselraten“ war) und hatte einen besondere Trick entwickelt, der es ihm leichter machte, über ein schwieriges Thema zu reden: Er „dockte“ mit seiner Nase an meiner Nase an. Dies schien ihm auf irgendeine Weise mehr Sicherheit zu geben, und es fiel ihm deutlich leichter, seine Anliegen vorzubringen. Von Autismus hatte ich bisher ganz andere Vorstellungen gehabt.

Doch die Therapeutin beharrte auf ihrer These und erklärte mir seine Bilder: „Er malt seine Krankheit.“ Der Kreis bedeutete Eingeschlossensein..

Unser Sohn besuchte zwei Jahre lang konsequent die Frühförderstelle und entwickelte sich in einer Art und Weise, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Er gewann immer mehr an Sicherheit und traute sich viel mehr zu. Und er entwickelte immer mehr Humor.

Ich war felsenfest davon überzeugt, dass der Rest sich mit der Zeit „auswachsen“ würde. Doch die Therapeutin mahnte, dass es vor der Einschulung nötig wäre, eine „saubere Diagnose“ erstellen zu lassen, wie sie es nannte. In einer Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Das war mir nun gar nicht recht. Denn: Wer geht schon gerne in eine psychiatrische Klinik? Noch dazu, wo doch alles gut lief. Oder etwa nicht?

Doch ein Rest Skepsis blieb und so meldeten wir uns an. Am Tag des Termins fühlte ich mich alles andere als wohl. Doch als wir den für uns zuständigen Psychologen

trafen, vergaßen wir unsere Bedenken. Wir redeten lange und erzählten ihm alles, was wir beobachtet hatten. Und erhielten, quasi als „Hausaufgabe“, einen Artikel, den wir bis zum nächsten Termin lesen sollten. Wir sollten beurteilen, ob der Artikel etwas mit unserem Kind zu tun haben könnte.

Es war ein Artikel über einen Jungen mit Asperger-Autismus. Wir lasen ihn und dachten: Genau so ist es! Woher wusste der Autor von unserem Jungen?

Diese Erkenntnis traf uns wie ein Schlag: Einerseits wussten wir nun, woran wir waren. Alle, die uns bisher beschuldigt hatten, wir hätten das Kind falsch erzogen, sei es im Kindergarten oder in der Verwandtschaft, hatten unrecht gehabt.

Andererseits wussten wir: diese Diagnose bleibt. Sie wird sich nicht „auswachsen“. Wir mussten lernen, damit zu leben.

Und siehe da – es war möglich. Wir lernten, dass man Strategien entwickeln kann, als Betroffener und als Familie, die es einem ermöglichen, ziemlich normal zu leben und das Leben zu genießen.

Ich bin sehr dankbar dafür, dass unser Sohn sehr frühzeitig die Therapie bekommen hat, die er gebraucht hat. Und wir haben verstanden, dass es ok ist, Hilfen einzufordern.

Inzwischen steht unser Sohn kurz vor seinem ersten Schulabschluss und wenn ich ihm von früher erzähle, lacht er und fragt:

„Echt, war ich so?“

Eines Tages beobachtete ich ihn und seinen Freund, wie sie ausgelassen im Wasser heruntobten. Mit schrillen Jungsstimmen sangen sie ein selbsterdachtes Lied. Es lautete: „Das Leben ist so schön.“